

Nr. 9. Bromberg, den 13. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(8. Fortsetzung.)

Dag beugte sich vor und legte die Stirn auf die geballten Fäuste. Es war, als drängten sich die alten Waffen mit immer stärkerem Klang an die Balken, als bewegten sich rauhe Männer in der Stube und strömten langsam auf ihn zu.

Da durchschnitt ein ganz leise schnurrendes Knacken im Gebälk über ihm die Stille. Es sauste etwas durch die Luft, knallte kurz wie ein Hammerschlag gegen die Tischkante dicht neben ihm und erstarb in einem Fall auf den Boden. Dag war so in Traum und Unwirklichkeit eingesponnen, daß er Zeit brauchte, seine Gedanken um dieses wirklich Gehörte zu sammeln. Er hob den Kopf, saß halbgebückt, lauschte gespannt. Allmählich richtete er sich auf und blickte auf den Boden. Im Schatten des Tisches, gerade neben seinem Fuß, steckte ein Langbeil mit der Spitze der Schneide tief im Holz. Dag mußte kräftig zupacken, um es loszubekommen, so scharf war es niedergegangen.

Er starrte auf das schmale Axtblatt. Es war rauchgeschwärzt und trug tiefe Narben von Blutrost. Und trat nicht in den Rostnarben an der einen Seite ein Kreuzzeichen deutlich hervor? Er drückte den Daumen fest dagegen und rieb; wirklich, da schimmerte das Kreuz silbergrau aus dem dunklen Eisen. Er hatte von dieser Axt wohl gehört, doch zu seines Vaters Lebzeiten niemals die alten Waffen zu berühren gewagt, mit Ausnahme der Axt, die man ihm lieh, als er seine eigene schmieden wollte. Und später hatte er an so viel anderes zu denken gehabt, daß ihm für Sagen und Geschichten keine Zeit blieb. Jetzt sah er, daß die Sage die Wahrheit sprach: es gab ein solches Beil.

Sicherlich war nur ein rostiger Nagel ausgebrochen; aber es war doch merkwürdig, daß es gerade in dem Augenblick geschah, als er zum erstenmal an diesem Tisch saß, und daß die Axt ebenso dicht neben ihm niedergefahren war wie zuvor der Blitz. Seltsam auch, daß es gerade dieses Beil war, von dem man so bestimmt erzählte, Fäuste aus der Sippe hätten seinen Schaft in Wut und Rache fest umklammert.

Langsam hob er den Kopf wieder; seine Augen glänzten blau auf und sandten einen langen, harten Blick in die Sommernacht hinaus, ohne auf irgend etwas zu verweilen. Die Zähne bissen sich fest zusammen, der Mund zog sich schmal, die Brauen standen gesträubt über den Augen, die Nasenflügel bebten wie bei einem witternden Hunde — das ganze Gesicht sah aus wie bei einer sausenden Fahrt gegen beißenden Wind.

Daß Gott ihn heute hatte züchtigen wollen, daran bestand kein Zweifel mehr. Und wenn es ihm auch ins Herz schnitt, so war es vielleicht doch nicht so unmöglich, sich Gott zu unterwerfen, wie er anfangs glaubte. Gott die Rache zu lassen, hieß ja nicht, sie in feiger Schwäche aufgeben. Gott konnte hart genug zupacken, auch wohl die Rache übernehmen, wie geschrieben stand. Ihm zu widerstreben nützte nichts, dafür hatte er wahrlich starke Zeichen erhalten. Seine Väter mochten ihn beurteilen, wie sie wollten, wenn sie ihn jetzt wirklich sehen konnten.

Zur Besiegelung vor sich selbst, vor Gott und anderen, die dort hinten im Dunkel vielleicht Zeuge waren, schlug er das Beil mit einem sausenden Hieb in den Tragbalken an der einen Ecke des Windfanges.

Noch lange Jahre später saß das Langbeil dort, wo Dag es eingeschlagen hatte. Niemand vermutete, daß es mit einem einzigen Hieb so tief in das steinharte Eichenholz eingedrungen war. Nur Dag wußte, daß es dort stand als Grenzstein zwischen alter und neuer Zeit.

Nicht nur die große Auseinandersetzung mit dem Herrgott brachte neues Leben in Dag Björndal. Am Morgen nach jener Nacht in der Alten Stube kam ein Brief an ihn. Briefe waren damals selten. Eine Fuhre von Hammarbö hatte ihn mitgebracht, und Dag konnte daher nicht fragen, von wem er war. Man hätte ihn ja öffnen können, aber Dag drehte und wendete ihn in seinen kräftigen Fäusten und wußte sich keinen Rat. Endlich wanderte er damit in die Alte Stube; denn dies war eine feierliche Angelegenheit.

Er öffnete das Westfenster und setzte sich an den gleichen Platz, auf dem er nachts gesessen hatte. Er drehte den Brief noch mehrmals, dann zog er das Messer aus der Scheide und schnitt ihn feierlich auf. Mit demselben Messer, mit dem er oftmals Tierleiber abgezogen hatte, das sein Werkzeug für alles war. Jetzt benutzte er es für den weißen Brief. Er breitete das Papier aus und suchte die Unterschrift. Bebte seine Hand oder war es nur ein Windzug vom Fenster her? Das Papier zitterte so sonderbar in seiner Hand. Der Name, der darunter stand, war — Therese Holder.

Lange saß er und blickte über die große Birke hinweg auf die Höhen im Westen, bevor er zu lesen wagte. Flog eine Erinnerung an eine Nadel aus holländischen Landen durch seinen Sinn? Aber seitdem war ja eine solche Ewigkeit vergangen. Oder dachte er an die Zeiten, da er in der Stadt wohnte und hin und wieder in dem großen Kaufmannshaus zu Tisch geladen war? Wunderte er sich etwa darüber? Nein, daran gab es nichts zu verwundern. Seinem Vater und Tore war dieselbe Ehre erwiesen worden.

Es verhielt sich nämlich mit den Björndalern so, daß sie nur draußen im offenen Lande mißachtet waren. Bei sich zu Hause und in der Stadt galten sie etwas. Bei dem Handelsherrn stellten sie wohl ihre Pferde in den Stall wie die anderen auch, aber sie schliefen nicht dort in den Gaststuben für die Bauern. Sie wohnten anderswo und waren ihre eigenen Herren. Sie hatten ein anderes Gepräge als andere, nicht nur, daß sie größer waren als die meisten Menschen — sie trugen den Kopf anders — hoch, stark, gleichmütig. Und dann hatten sie ihre rasche Art. Schnell kamen sie, schnell waren sie fort. Man konnte sie nicht einfach zu einem Glas in der Schenke einladen, die Björndaler. Sie

gaben sich mit anderen nicht ab, hatten nicht Zeit, in den Ställen herumzuschwatzen und Schnaps zu trinken. Um dieser Sonderstellung willen und als gute Kunden durften sie ein seltenes Mal beim Kaufherrn zu Gast sein. Einen anderen Grund gab es nicht, daher machte sich Dag keine weiteren Gedanken darüber.

Er dachte an die goldene Nadel. Er hatte sie seit langem ganz vergessen, jetzt erinnerte er sich an sie, an das sonderbare Benehmen der Jungfer Therese damals und an alle seine Bedenken.

Später war meistens der Bruder mit der Fracht in der Stadt gewesen; oftmals fuhren auch die Hammarböer. Dag selber verspürte keine Lust. Nach dieser Dummheit mit der Nadel wollte er mit niemandem aus dem Hause mehr sprechen.

Er saß in der Alten Stube und grübelte. Den Brief hatte er gelesen, doch es war nicht daraus klug zu werden. Ein neues, merkwürdiges Gefühl regte sich in ihm, ob es nun von dem Brief herrührte oder von der sommerlichen Luft, die durch das Fenster hereinwehte. Er selber bekam niemals Briefe; so war schon das verwunderlich, daß in der Welt ein Mensch an ihn dachte und ihm schrieb. Vielleicht legte er deswegen mehr in diesen Brief hinein, als er eigentlich enthielt. Die Jungfer Therese wollte ihm also schreiben, weil sie von dem großen Unglück gehört habe und er jetzt in der Welt alleinstehe. Auch in der Stadt sei etwas geschehen, ihr Vater sei dahingegangen, und zwar am gleichen Tage, da Tore ertrank. Dies sei wie eine Fügung. Was mochte sie nur damit meinen? Weiter schrieb sie, so einsam wie er sei sie ja nicht. Sie habe ja ihre Schwester und die Familie ihres Oheims, und noch andere. Jetzt aber wolle sich der Sohn des Oheims verheiraten und in das Geschäft eintreten, und da sei es nur natürlich, daß er dort wohnen wolle, wo ihre Schwester und sie jetzt wohnten. Also würden sie bald umziehen. Mehr stand in dem Brief nicht. Doch, dann fragte sie noch, ob Dag nicht einmal in die Stadt käme. Sie würde gern wieder mit ihm plaudern. Dies war alles, aber es schien doch, als käme sie ihm in dem Brief ganz nahe, fast unbegreiflich nahe. Wie in einer Art Vertraulichkeit mit einem guten Bekannten, und was konnte ein Mensch wie Dag hiervon begreifen?

Auf dem Hofe gab es große Verwunderung, als er zur Stadt fuhr. Es war schon recht lange her, seit man ihn zur Stadt hatte fahren sehen. Daß in Dag auch sonst eine Veränderung vorgegangen war, hatte man schon zu spüren bekommen. Er kümmerte sich wieder um manches, an das er im ganzen letzten Jahre mit keinem Gedanken mehr gedacht hatte. Und da ja vieles nicht war, wie es sollte, bekam er einen so strengen Blick, daß die Leute ihm geradezu auswichen.

*

Das Holdersche Haus in der Stadt lag eingezwängt und engbrüstig zwischen anderen Häusern und war von der geschäftigen Straße aus bescheiden anzusehen. Sogar das Schild über der Tür war durch Zeit und Wetter verblichen. Man kam nicht leicht auf den Gedanken, daß dort drinnen große Handelsherren herrschten. Aber so, wie der Kramladen heute war, hatte er sei zwei Menschenaltern Reichtum eingebracht und durfte daher weiterhin so bleiben.

Es war ein zweistöckiges Haus. Zu ebener Erde lag der Laden mit all seinem Leben vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, mit dem alten Kontor und den Lagerräumen hinten und im Keller. Im ersten Stock gab es noch ein paar weitere Kontorräume und die Kammern der Gehilfen und Lehrlinge. Von diesem Vorderhaus zogen sich die beiden Seiten des gepflasterten Hofes zwei Flügel weit rückwärts. Hier waren unten die Ställe und Schuppen für die Wagen und Schlitten, oben die Bauernstuben, der Boden und hier und da noch Lagerräume. An den Außenwänden schob sich ein Gewirr von Treppen, Galerien und Dächern ineinander mit Ecken und Winkeln; man mußte schon bekannt sein, um sich darin zurechtzufinden.

Das Hinterhaus, das den Hof hinten abschloß, war anders, als man es erwartete. Es ging ganz bis auf eine andere Straße durch — und dieser stillen Straße zeigte das Haus Holder seinen Reichtum. In diesem Gebäude wohnte „die Familie selbst".

Auf den Hof hinaus gab es viele Fenster und Küchen in beiden Geschossen. Im ersten Stock lagen auch die Mädgezimmer und darunter das neue Kontor, in dem man die großen Geschäfte abwickelte. Die Vorderseite des Hauses — nach der stillen Straße hinaus — bewohnte die Herrschaft; der ältere Holder das Erdgeschoß, oben hatte sein jetzt verstorbener Bruder gewohnt, und hier verbrachte Jungfer Therese ihre geschäftigen Tage.

Von Jugend auf war sie gewohnt, viel um die Ohren zu haben, seit der Zeit, da ihre Mutter krank wurde; und nach deren Tode herrschte sie in Küche und Keller und überall.

Ihr Vater war ein geselliger Mensch und sah gern frohe, vergnügte Menschen um sich, je mehr, desto besser.

Ja, da hatte es für Jungfer Therese viel zu tun gegeben. Dann raffte der Tod den Vater plötzlich hinweg, und es wurde seltsam still in den großen Stuben.

Sie lebte jetzt etwa ein Jahr lang in dieser Leere; ihr kam es wie eine Ewigkeit vor.

Es gab Tage, an denen sie das Gefühl hatte, jetzt kommt das Alter. In manchen Nächten, ja selbst bei hellichtem Tage, konnte ein Schauder sie durchfahren; denn es war ihr als Möglichkeit, ja als Wahrscheinlichkeit auf die Seele gefallen, daß sie ihre Tage unverheiratet verbringen müsse. Solange der Vater lebte, waren ihre Gedanken so völlig in Anspruch genommen, daß die Jahre über sie hinweggingen, ohne daß sie Zeit fand, an sich und ihre eigene Zukunft zu denken. Ihr Lebtag hatte sie diese Arbeit daheim beim Vater nur als eine Jungmädchenbeschäftigung betrachtet, die vor dem wirklichen Leben lag, das mit seinen großen, reichen Tagen erst noch zu ihr kommen sollte. Und jetzt war sie plötzlich aus dem Geleise geworfen — verblühend, ehe noch ihr eigenes Leben recht begann.

In ihrer frühen Jugend hatte sie wohl Freier gehabt, doch keiner von ihnen schien ihr ein rechter Kerl zu sein, und sie glaubte auch, noch so herrlich lange Zeit vor sich zu haben. Später kam ihr bestimmtes, entschlossenes Wesen mehr und mehr durch, und keinem, der im Hause verkehrte und sie kannte, schien es recht denkbar, Therese Holder zu heiraten.

Sie wird genau wie ihre Großmutter, hieß es, und das wollte etwas besagen. Viele meinten, diese alte Madame Holder habe den Reichtum des Hauses Holder begründet, denn niemand hatte ihresgleichen gekannt. Sie war in derselben Minute draußen und drinnen und überall, und hielt alles in Ordnung; aber es war kein Vergnügen, mit ihr verheiratet zu sein. Je mehr Thereses Ähnlichkeit mit der Großmutter hervorzutreten begann, um so seltener wurden die Freier. Manche fanden sie auch in ihrer Ausdrucksweise etwas derb und nicht für jede Gesellschaft passend.

Sie hatte allerdings sehr früh auf eigenen Füßen stehen müssen und in der Jugend zuviel in der Küche gesteckt, oder auch einen Abstecher in den Hof hinunter gemacht, wenn es ihr einfiel. Und daher stammten wohl die derben Ausdrücke.

Es hätte ja gleichwohl sein können, daß jemand um ihres vielen Geldes willen gekommen wäre und sich an sie herangemacht hätte; aber keiner wagte es, denn man wußte, daß sie sehr klug war und sich nicht leicht täuschen ließ.

So war es still geworden um Jungfer Therese.

Seit sie erwachsen war, schien es ihr selbstverständlich, daß sie sich einmal verheiraten würde. Aber jetzt sah es nicht danach aus. Diese Stille um sie her — war das die Stille, in der alte Jungfern ihre Tage verbrachten, begann die jetzt für sie?

Sie war ja einunddreißig Jahre alt und ihr Gesicht zeigte schon einige kleine Fältchen; ob sie wirklich auf dem Wege war, alt zu werden?

Ihre Schwester stand ihr als stete Warnung vor Augen. Sie war fünf Jahre älter, die Jungfer Dorthea, und glich nicht die Spur ihrer Schwester, sondern ganz ihrer weichen Mutter; sie war sehr hübsch gewesen, war es immer noch, wenn sich auch das Alter früh bei ihr angekündigt hatte. Fein, schlank und vornehm, richtig damenhaft war sie in allem. In jüngeren Jahren kränkelte sie leicht, und daher mußte Therese nach dem Tode der Mutter den Haushalt führen.

Jungfer Dorthea hatte ihr Erlebnis gehabt. Vier, fünf ihrer besten Jahre war sie mit einem Offizier aus sehr vornehmer Familie verlobt gewesen. Es sollte geheim bleiben, aber die ganze Stadt wußte es. Veröffentlichen konnte man es nicht, denn die Familie des Offiziers fand die Verbindung mit der „Krämerfamilie" unpassend. Schließlich nahm er denn eine andere, die auch Geld hatte, und deren Stand seinem adligen Blut besser entsprach. Seitdem bedeutete das Leben nichts mehr für Jungfer Dorthea.

(Fortsetzung folgt.)

Die Felsen bersten.

Skizze von Franz Heinrich Pohl.

Der Zug hatte die fruchtbare italienische Ebene verlassen und fuhr durch den Apennin. Er brauste durch lange dunkle Tunnels und donnerte über Brücken, die sich über tiefe Schluchten spannten. Mächtige Felsen, überragt von düsteren Kastellen, traten dicht an die Bahnlinie heran. Tannen, Buchen und knorrige Eichen erinnerten an nordisches Land.

Wolfgang Reimers lehnte sich aus dem Fenster und atmete die frische Luft ein. Er hatte wundervolle Wochen in Italien verlebt, aber zuletzt die Hitze in Rom nicht mehr vertragen und nun die Heimreise angetreten. Doch in dieser wildromantischen Gebirgslandschaft, die ihn schon auf der Hinfahrt entzückte, wurde sein Entschluß, die letzten Ferientage zu Hause zu verleben, schwankend. Als der Zug auf einer kleinen Station hielt, riß Reimers kurz entschlossen seinen Koffer aus dem Gepäcknetz und verließ den Zug. Er fand ein auf Fahrgäste wartendes Fuhrwerk und erreichte bald ein malerisch unter mächtige Felsen geducktes Dorf, in dem er zu bleiben beschloß.

Reimers, der ziemlich gut italienisch sprach, wandte sich an einen Mann, den das Faszisten-Abzeichen schmückte. Als er sagte, daß er Deutscher sei, wurde er mit südländischer Lebhaftigkeit eingeladen, wenn er mit einer bescheidenen Kammer vorliebnehmen wolle.

Enrico Bernardi war als Meister im Steinbruch tätig, besaß ein geräumiges Haus, eine muntere junge Frau und drei Kinder. Wolfgang Reimers erschrak erst über die ihm angebotene Kammer, deren einziges Fenster auf die Küche ging. Die ganze Familie Bernardi leistete ihrem Gast sogleich Gesellschaft. Mann und Frau stellten zahllose Fragen, und die Kinder „halfen auspacken“: jedes Stück, das sie dem Koffer entnahmen, versetzte sie in große Heiterkeit. Reimers sah, daß er hier zwar Ruhe und Bequemlichkeit nicht erwarten könne, dafür aber Gelegenheit hätte, ein Stück echten italienischen Volkslebens kennenzulernen.

Der „Tedesco“, der sich zu den Männern in die Osteria setzte, mit den Frauen scherzte und den Kindern Süßigkeiten schenkte war schon am nächsten Tage im ganzen Dorf bekannt und wurde überall fröhlich begrüßt. Aber am besten gefiel es ihm doch bei seinen Gastgebern. Enrico Bernardi war ein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter und begeisterter Italiener. Seine Frau Maria paßte in ihrer gesunden Frische und heiteren Natürlichkeit gut zu ihm. Wenn Wolfgang Mann und Frau mit ihren schwarzlockigen Kindern scherzen sah, dachte er, eine glücklichere Familie könne er sich nicht vorstellen.

Am letzten Tag seiner Anwesenheit in dem Gebirgsdorf saß der Deutsche auf der Bank vor dem Hause seines Wirtes, als die junge Frau mit einem Korb am Arm aus der Tür trat. Sie wollte ihrem Mann das Essen in den Steinbruch bringen.

„Ich komme mit, Signora Bernardi“, sagte Reimers, „nachmittags muß ich in die Stadt fahren, um den Zug zu erreichen. Da will ich mich von Ihrem Mann verabschieden.“

Bei dem Geräteschuppen, der vor dem zum Steinbruch führenden Hohlweg stand, saßen die Arbeiter schon bei ihrem Mittagbrot.

„Wo ist mein Mann?“ fragte Maria Bernardi.

„Noch im Steinbruch“, antwortete ein älterer Arbeiter, „wir haben Sprenglöcher gebohrt. Als sie fertig waren, hat der Meister uns fortgeschickt, weil er Sprengschnüre legen und sprengen wollte. Er muß ja auch bald hier sein!“

Maria Bernardi stand eine Weile unschlüssig da. „Ach, ich gehe ihm nach“, sagte sie dann.

Wolfgang sah der jungen Frau nach, wie sie, straff aufgerichtet und sich leicht in den Hüften wiegend, den Hohlweg hinunterschritt.

„Verliebt sind die beiden“, lachte einer der Arbeiter und schnalzte mit der Zunge, „als hätten sie gestern geheiratet — und sind doch schon acht Jahre Mann und Frau!“

Die anderen Arbeiter ergingen sich in Lobsprüchen auf ihren Meister und seine Frau. Reimers fiel ein, daß er noch nie eine Gesteinssprengung gesehen hatte, und so folgte er der Frau. Bald erblickte er über Büsche und Bäume hinweg hoch oben an der Felswand — noch weit entfernt — den Meister bei der Arbeit. Nun richtete sich Bernardi aus gebückter Stellung auf und setzte ein Horn an den Mund. Zweimal ertönte weithin schallend das Warnungssignal. Dann kletterte der Mann gewandt abwärts.

Plötzlich sieht ihn Reimers stehenbleiben, schreien, mit beiden Armen nach unten winken und dann mit mächtigen Sätzen von Fels zu Fels springen.

Von der Ahnung eines drohenden Unheils ergriffen, läuft Reimers durch das Gebüsch. Nun öffnet sich vor ihm eine breite Mulde und, noch immer viele hundert Meter entfernt, entdeckt er Bernardi wieder, sieht ihn von einem Felsblock hinabspringen und — stürzen. Er kann sich nicht aufrichten, versucht zu kriechen und bleibt wieder liegen.

Aber da wird Maria Bernardi sichtbar! Mit verzweifelter Miene müht sie sich zwischen den Steinen ab, ihren Mann zu erreichen, sie ruft ihm zu, auszuharren. Sie weiß wohl auch, daß die Gefahr — vor der er sie warnen wollte! — mit jeder Sekunde größer wird. Nun ist sie bei dem Verunglückten, faßt ihn unter die Achseln und zieht den schweren Körper über die Steine. Da: Einen Kippwagen schiebt sie auf dem Geleise näher, versucht ihren Mann aufzuladen. Aber jetzt ist auch der junge Deutsche dort, packt an, und der ächzende Mann liegt auf dem Wagen, den sie keuchend, wie von Furien gehetzt, vor sich her stoßen.

„Gleich muß die Sprengung erfolgen!“ ruft stöhnend Bernardi. „Die Schnur brennt ja einen Meter in der Sekunde weiter!“

„Mein Mann hat sich ein Bein gebrochen — und ich bin an allem schuld!“ bringt die Frau schluchzend hervor. „Ach, Ihr Heiligen, helft uns!“

Mit Anspannung aller Kräfte stößt Wolfgang Reimers den Wagen vorwärts. Das Gebüsch ist erreicht, der Weg steigt an. Da erschüttert ein ungeheures Bersten die Lüfte . . . Es ist, als wolle die Welt einstürzen. Wolfgang Reimers blickt zurück, sieht den Felsen auseinander klaffen, gewaltige Gesteinsmassen sich lösen und zu Boden sinken. Überall knattert es von umherfliegenden Brocken und Splittern. Aber bis zu den Menschen reichen sie nicht — alle drei sind geborgen!

Maria hält ihren Mann umschlungen, das schöne Antlitz in Tränen gebadet. Der Meister sieht den jungen Deutschen ruhig an.

„Mille grazie, Signorino!“ sagt er mit mattem Lächeln. Dann greift er zu dem an seiner Seite hängenden Horn und reicht es Reimers hin: „Blasen Sie dreimal, Signore! Die Sprengung ist beendet und keine Gefahr mehr.“

Wolfgang Reimers nimmt das Horn und steigt ein Stück die Anhöhe hinauf. Aber sein Herz klopft so stark, daß er beim ersten Mal nur einen schwachen Ton hervorbringt. Er setzt das Horn ab, holt tief Atem, und das zweite Signal klingt hell in die Runde. Ein seltsam feierliches Gefühl ergreift Reimers. Er blickt zu den nach der Sprengung noch wilder zerklüfteten Felsen hinauf, zu den verwitterten Tannen, die in den leuchtend blauen Himmel ragen. Ein Raubvogel steigt auf und zieht hoch oben mit weit gespannten Schwingen seine Kreise. Da stößt Reimers ins Horn, als wäre er der Roland im Tal von Roncesvalles. Lautschmetternd brechen sich die Töne an den Felswänden, wiederholen sich vielfältig im Echo und verhallen dann. Tiefes Schweigen senkt sich auf die Landschaft . . .

Tante Emilie läßt Schäfchen springen.

Troſtrede für hartgeſottene Nichtſchläfer.

Zweifellos gehört es zu den unangenehmſten Beſchäftigungen, ſich ſchlaflos im Bett zu wälzen. Ich kenne Menſchen, die ſogar einen Gang zum Steueramt den Schrecknissen einer ſchlafloſen Nacht vorziehen. Das Bett, dieſer paradieſiſche Aufenthalt, wird dem Ruheloſen zum Höllenpfuhl, Mücken haben die Eigenſchaft, ſich im Dunkel der Nacht zu Elefanten auszuwachſen, und die Sache mit dem guten Gewiſſen muß auch einen Haken haben, denn als ſanftes Ruhekiſſen verſagt es oft ſchmählich den Dienſt. Die gute, alte Wanduhr ſcheint bei Nacht geſteigerte Lautſtärke mit boshafter Eindringlichkeit zu verbinden. „Um Gottes willen, ſchon zwei Uhr“, ſtöhnt der Schlafloſe, der Verzweiflung nah, und wirft ſich zum dreißigſten Male von der rechten Seite auf die linke oder umgekehrt.

Was tut man, wenn man nicht ſchlafen kann? Meine ſelige Tante Emilie pflegte zu ſagen, man müſſe ſich auf den Rücken legen, tief atmen und ruhig bis hundert zählen. Wobei beſonderes Gewicht auf ruhiges Zählen zu legen iſt. Blinder Eifer ſchadet hier wie überall. Sie laufen Gefahr, ſich zu verheddern, müſſen von vorn beginnen, und der Schlaf lacht Sie aus.

Hartgeſottenen Nichtſchläfern empfahl die gute Tante, Schäfchen ſpringen zu laſſen. Ihr zufolge ſoll die Vorſtellung ſpringender Schafe ungemein beruhigend wirken. Dabei iſt die Frage, ob Schafe zu den ſprunghaften Tieren gehören wie z. B. Känguruhs, unbedingt als ſchlafhemmend von der Hand zu weiſen. Unerbittliche Logiker können es ja auch mit Känguruhs verſuchen. Tante Emilie jedenfalls hielt es mit den Schafen. Sie behauptete, man müſſe ſie, eins hübſch nach dem andern, über eine Hürde ſpringen laſſen. Ich habe es ausprobiert, es iſt ſehr luſtig, und Sie bringen es allmählich zu einer ſtattlichen Herde. Wenn Sie Glück haben, ſchlafen Sie ſogar dabei ein.

Das dritte Rezept muß dem Hirn eines ſchlafloſen Lyriters entſprungen ſein; man ſchließe die Augen und zaubere ſich wogende Kornfelder vor, ein goldenes Meer, von ſanftem Sommerwind gewiegt. Wenn Sie nicht lyriſch veranlagt ſind, unterſtützen Sie vielleicht Ihre Phantaſie mit der Erinnerung an einen ſchönen Kulturfilm, z. B. „Geſegnetes Land“ oder „Wunder der Reiſe“, denn es empfiehlt ſich nicht, an die verregneten Kornfelder des Sommers 1936 zu denken.

Verſchließen Sie Ihr Ohr gegen den Herbſtſturm, der am Fenſterladen rüttelt. Sonne im Herzen und wogende Kornfelder vor Augen! Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man dabei nicht einſchliefe!

Ein Freund von mir richtet in wachen Nächten ſein noch gar nicht exiſtierendes Wochenendhäuschen ein. Er ſtattet das kleine Luftſchloß mit Liebe, Geſchmack und allen Errungenſchaften moderner Innenarchitektur aus, und bei der Kücheneinrichtung ſchläft er regelmäßig ein. Er ſchwört auf ſein Rezept

Ich perſönlich pflege Gedichte aus meiner Schulzeit zu repetieren, ein Mittel, das ich ſchlafloſen Kollegen warm empfehle. Es müſſen ergiebige Gedichte ſein, „Die Glocke“ oder „Der Gang zum Eiſenhammer“. Je länger das Gedicht umſo größer die Chance dabei einzuſchlafen. Die beſten Erfahrungen habe ich mit dem „Siebzigſten Geburtstag“ gemacht, einem an breiter Gewichtigkeit kaum zu überbietenden Epos, das mit den Worten beginnt: „Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, ſaß der alte Tamm. — — —“

Poſtillen und wärmende Öfen ſind einlullend wie ein Schlummerlied!

Es ſei nun dem geneigten Leſer überlaſſen, das für ihn geeignete Rezept herauszufinden. Auf jeden Fall heuchele man dem treuloſen Schlaf vollkommene Gleichgültigkeit vor. Morpheus iſt ein Gaſt, der ſich nur ungerufen einſtellt. Erſt, wenn Sie reſtlos die Waffen geſtreckt haben, wird er auf ſamtenen Sohlen daherkommen und Sie in ſeine Arme nehmen, die ſanfteſten Arme der Welt.



Bunte Chronik



Bettler mit Villa und Luxusauto.

Den Gipfelpunkt der Bettler-Unverſchämtheit leiſtete ſich das Ehepaar Karaſek aus Deutſch-Wagram bei Wien. Dieſes Paar beſitzt eine luxuriös ausgeſtattete Villa, ein Mietshaus, ſowie ein weiteres vierſtöckiges Mietshaus in Wien und einen funkelnagelneuen 100-PS-Steyr-Wagen. Es beſaß außerdem ein beträchtliches Barvermögen. Um die Villa zu „ſchonen“ wohnte das Ehepaar im Ziegenſtall und das Luxusauto benutzte es für ſeine — Bettlerfahrten. Die Ermittlungen der Polizei ergaben geradezu unglaubliche Einzelheiten. Das Ehepaar fuhr morgens mit dem Luxusauto fort in die weitere Umgebung. Im Innern des Wagens zog die Frau Lumpen an und ging dann betteln in den Ortſchaften, von Haus zu Haus. Sie bettelte und erzählte überall, ſie ſei eine arme Witwe und brauche Fahrgeld nach Wien, ſonſt müſſe ſie zu Fuß gehen. Mit reichen Gaben, Geld und Lebensmitteln beladen, kehrte ſie dann zum Auto zurück und fuhr in die nächſte Ortſchaft, wo das Spiel von neuem begann. Das Gericht in Korneuburg ſtellte feſt, daß dieſes ſaubere Bettlerpaar ſo große Einnahmen aus den Bettelfahrten gehabt hat, daß auch nach Abzug der Betriebsſpeſen für das Luxusauto große Summen vereinnahmt wurden. Das Gericht verurteilte die beiden Betrüger zu drei Monaten ſtrengen, verſchärften Arreſt.



Luſtige Ecke



Das praktiſche Weihnachtsgeſchenk.



— praktiſch für Vater und ſeinen Sohn.

*

Im letzten Augenblick.



„Bringen Sie bitte ſchnell dieſen Brief nach dem Poſtamt, der enthält die Prämien für meine Feuerverſicherung!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.